

Der Knder und Vorkämpfer des Sdostdeutschtums

Vortrag zur Adam Müller-Guttenbrunn-Feier in Glensburg am 12. Nov. 1952

vombrus

Von Heinrich Zillig, Starnberg a. See

Meine Damen und Herren,

wir sind festlich versammelt, um einen Dichter zu ehren, der vor hundert Jahren außerhalb Deutschlands geboren wurde und dennoch auf deutschem Boden, sofern ein Landstrich so heißen darf, den Deutsche gerodet, dem sie allein den schöpferischen Odem eingeblas, das kulturelle Angesicht gegeben und den sie sich mit immer neuer Aussaat und Ernte, mit Städten und zahllosen Dörfern, zur Heimat gemacht haben.

Adam Müller-Guttenbrunn, dessen wir heute gedenken, entstammt dem Banat, einem Teilgebiet der weiten deutschen Siedlungen, die nach der Trkenvertreibung im damaligen Ungarn angelegt wurden, wo nach einem Wort des Dichters schließlich mehr Schwaben hausten als in Württemberg. Diese Herkunft ließ ihn früh geschichtliche Zusammenhänge erkennen; sie lehrte ihn durch Leiden das politische Verhängnis seiner Zeit zu durchschauen; sie trieb den begabten Dorfburschen jener erstaunlichen Entwicklung zu, die ihn während der Jahrzehnte vor dem ersten Weltkrieg im geistigen Leben Wiens zu einer mitunter umstrittenen, stets aber wichtigen Erscheinung erhob. Der Herkunft verdankte auch sein Dichtertum das entscheidende Thema und ihr den Ansporn zu einer ungemein regen kulturpolitischen Tätigkeit, die, getragen von sozialer Einsicht, deutschem Gefühl und europäischem Verantwortungsbewußtsein, in die Zukunft vorausgriff und uns heute noch Richtlinien ausstreckt.

Gewöhnlich sieht man in Müller-Guttenbrunn bloß den bedeutendsten Erzähler der Donauschwaben, was er zweifellos war, doch dünkt mich der ihm häufig zuerkannte Titel Heimatdichter unzulänglich, obgleich, recht aufgefaßt, damit bekräftigt wird, daß sein Werk Flle und Herz einer ganzen Landschaft auszusagen vermochte. Unleugbar ist hingegen auch der abschätzige Beifall eines solchen Titels, der dessen Träger ins Hausbadene verweist. Wie der andere große Dichter des Banats, Nikolaus Lenau, aufs Geburtsland nicht beschränkt werden kann, darf dies bei Müller-Guttenbrunn ebenso wenig geschehen. Zwar fängt er im Spiegel seiner besten Romane vorwiegend die drflische Heimat auf, doch die Stoffwahl ist nicht so entscheidend wie ihre Gestaltung. Wahrhaftig gültige Epik wird, auch wenn sie einen scheinbar kleinen Ausschnitt des Lebens beleuchtet, sinnbildlich für allgemein menschliche Verhältnisse und steigert sich zum Gemälde einer Epoche. So fand ganz Osteuropa, besonders der südliche, zwischen Alpen und Karpaten gebettete Raum mit Millionen dort eingewurzelten Deutschen, in Müller-Guttenbrunn einen dichterischen Knder, politischen Wortführer und tätigen Anwalt. Das war nur möglich, weil er, fern jeder Hausbackenheit, innere Weite hatte, landbergreifende Schau und reichhaltige Gesinnung, die das Kleine besahte als Baustein des Ganzen.

Alle Sdostdeutschen empfinden sich durch ihn dargestellt; er ist ihr Dichter, gleichgültig, ob sie zu den Schwaben, Sachsen oder Zipfern zählen. Sobald sein Name fällt, fühlen sie sich aufgerufen. Seine Romane sind Gleichnisse ihres Schicksals, seine politischen Grundanschauungen die ihren. Die Gesamtheit ihres Lebens drang zum erstenmal durch ihn, breit, frisch und überzeugend geformt, in die deutsche Literatur ein. Wäre Europa hellhriger gewesen und hätte es die von diesem Dichter und Kulturpolitiker entlarvten Dämonen in der riesigen südöstlichen Wetterecke wirklich zu erkennen vermocht und gegen sie die Mittel an-

gewendet, die er zur Vändigung vorschlug, so stöhnte heute kein Glied des Abendlandes unter dem Steppenstaub.

Wir feiern also den Dichter, dessen kräftige Erzählergabe Früchte hervorbrachte, die ein halbes Jahrhundert lang unverwelkt blieben; wir feiern außerdem den seherischen Menschen, wobei wir mit Bestürzung begreifen, daß kein Unheil naht, ohne rechtzeitig von einer warnenden Stimme vorausgesagt zu werden, die freilich immer auf taube Ohren stößt. Die meisten Menschen durchschauert das Entsetzen ja erst, wenn es sie schon würgt.

Aus seiner Herkunft, sagte ich, sei der Werdegang des Dichters erklärbar, sofern Außerordentliches überhaupt verständlich wird, denn wir dürfen das Unwägbare nicht leugnen, das als Gnade oder Sendung den Verufenen leitet. Indessen schenken auch Erde und Umgebung ihre prägende Hilfe, und bei diesem Manne gehört dazu noch der wache Sinn für die Verpflichtung, die sich aus der Geschichte seiner Heimat den treuen Söhnen auferlegt.

Durch Uneinigkeit und Verrat der Magnaten geriet Ungarn nach der Schlacht bei Mohatsch 1526 in die Gewalt der Türken. Als hundertsechzig Jahre später kaiserliche und Reichsheere die Eroberer versagten, lag das Land wüst, versumpft, von Menschen kaum bewohnt; und was in den Winkeln endloser Leere verstreut ein armseliges Dasein fristete, war unvorstellbar verwildert, Strandgut der seit vielen Generationen andauernden ungeheueren Auseinandersetzung zwischen der Christenheit und dem Islam. Weder nach Zahl noch Fähigkeiten konnte von diesen Leuten erwartet werden, daß sie die Oden, die sich Europa endlich zurüchnahm, bestellen würden. Auch vom Adel, der hier einmal Besitzungen besessen hatte und heraneilte, um Pfründen einzuheimsen, durfte man vorerst keine echte kolonisatorische Leistung erhoffen. Ein Teil der Edelleute zeigte sich überdies reichsfeindlich. Hier wirkte die alte Tradition der Untreue gegen die Aufgabe Ungarns nach, das nach seinem Gründer, dem König Stephan dem Heiligen, ein dem Westen erschlossener, ans Reich gelehnter Staat sein sollte, der allen Einwanderern Freiheit gewährte, weil nur von ihnen höhere Gesittung ausstrahlen vermochte. Das nomadische Seelenerbe freilich fühlte sich bedrückt von einer solchen fruchtbaren Ordnung. Es zieht sich durch die ungarische Geschichte ein roter Faden des Widerstands gegen den Westen. Während das eigene Volk — die misera contribuens plebs, die elende steuerzahlende Masse — in grausamer Hörigkeit gehalten wurde, genoß der Hochadel mit dem zahlreichen Kleinadel beinahe unbegrenzte Rechte ohne nennenswerte Pflichten; er versuchte das Königtum ständig zu schwächen und meinte damit für Ungarns Freiheit zu fechten. Vor beiden Angriffen der Türken auf die Reichshauptstadt Wien drängten solche Ehrgeizige die Pforte zum Krieg. Bald nach Erlösung ihrer Heimat vom islamischen Joch entfesselten sie einen Aufstand gegen die Befreier, stützten sich hierbei auf den alten Feind Europas, und ihr Anführer Rákóczi fand zuletzt beim Sultan ein Altersasyl.

Ungarns Befreiung konnte nur vom Kaiser bewirkt werden. Wie schon einmal vor vielen Jahrhunderten deutsche Zuwanderer alle Zweige des höheren Lebens, Städte, Handel, Gewerbe, Schulen und Künste, begründet und fortan fast allein in Gang gehalten hatten, mußten sie nun wieder dasselbe leisten. Pläne Prinz Eugens setzten die Ziele, verdiente Staatsmänner führten sie durch. So floß, als der Frieden gesichert schien, durch sechzig Jahre in stets erneuten Wellen ein Strom von Bauern, Handwerkern, Lehrern und Beamten donauabwärts. Sie verwandelten die Sümpfe zu Weizenfeldern, füllten die Städte mit schaffenden Menschen, bauten ungezählte Dörfer; zugleich retteten sie neben den Madjaren auch die übrigen Völker des Südostens durch ihr vorgelebtes und allmählich nachgeahmtes Beispiel aus dem Verfall. Sie dehnten sich siedelnd bis zur Grenze des benachbarten, jetzt ebenfalls kaiserlich gewordenen Siebenbürgens aus, wo dieser Vorgang der Europäisierung schon seit Mitte des 12. Jahrhunderts vom deutschen Freitum genährt wurde, das sich sogar in der hier dreihundert Jahre andauernden Türkennot im Schutz seiner bewehrten Orte hatte erhalten können.

Unter den Einwanderern, die man, woher sie auch stammten, Schwaben nannte, befand sich Christian Ludhauß aus Fürth im Odenwald; er machte sich 1744 in Gutttenbrunn ansässig und wurde der Stammherr einer bald reichen, zum Dorfpatriziat gehörenden Sippe. Adam

Müller-Guttenbrunn war der uneheliche Sproß eines solchen Luchthau und dessen Braut Eva Müller. Als Tochter eines Handwerkers fand sie bei den bauernstolzen Eltern des jungen Vaters keine Gnade. Die Hochzeit unterblieb.

Zum Makel der Geburt, die dem kleinen Adam manche frühe Demütigung brachte, kam ein schlimmeres Ereignis. Vom Dorfklatsch fälschlich des Giftmordes verdächtigt, saß seine Mutter ein Jahr lang in Untersuchungshaft. Nie konnte der Dichter diese Erlebnisse völlig verwinden; unter den stets zahlreichen Gestalten seiner Romane entdeckt man fast regelmäßig eine ledige Mutter; kaum einmal wird sie als schuldig oder unehrenhaft gezeichnet. Aber durch episodische Schilderung ähnlicher Schicksale ließ sich die tragische Geschichte der eigenen Mutter vom Herzen nicht abwälzen; was sie erlitten, war durch Häufung der Unheilsschläge ein großartiger Stoff; er verlangte unmittelbar dargestellt zu werden. Erst im Alter griff ihn Müller-Guttenbrunn auf; er brauchte bloß die wirklichen, in der Erinnerung auf das Wesentliche gereinigten Vorgänge zu schildern, um mit dem Abrollen der fortreisenden Handlung das Gemise eines ganzen Dorfes zu verewigen. Jede Figur empfing dabei Form und Eigengewicht, jede folgt dem Zug ihres Schicksals. Da atmen uns der saubere, warmherzige Großvater, die resche, den Sohn innig liebende Mutter, die vielen Verwandten, die guten und bösen Weiber, Männer und Kinder der Gemeinde lebendig an. Rundum schwingt die Natur mit. Auch die staatlichen Verhältnisse und die Zeitatmosphäre werden gegenwärtig. In diesem Buch — „Meister Jakob und seine Kinder“ — erklimm Müller-Guttenbrunn den Gipfel seiner Kunst und berührt sich hier mit einem anderen sprachgewaltigeren Dichter, der gewiß tiefer schürft, Mensch und Geschehnisse abgründiger auslotet, mit Jeremias Gotthelf, dem er jedoch in der Wiedergabe der tausend Zellen einer ungebrochenen ländlichen Gemeinschaft kaum etwas nachgibt.

Das vom Fehltritt der Mutter abgestempelte Kind, dessen Begabung dem Lehrer und Pfarrer auffiel, besuchte zwei Jahre hindurch das deutsche Piaristengymnasium in Temeschwar. Als er die nächste Klasse betrat, war die Schulsprache plötzlich madjarisch geworden, obgleich im Banat nur eine kleine ungarische Minderheit lebte. Vom „Dämon Staat“ verwundet, fiel Adam durch, kehrte als Gescheiterter und Verspotteter ins Dorf zurück und mußte bei einem Onkel, der die Baderei betrieb, nun halbieren, Wunden heilen und sonstige Künste erlernen. Zwischendurch entfloß er ins Siebenbürgische nach Hermannstadt, in eine Umwelt, die ihrer Deutschheit benüßter war und sich kein Lüpfelchen davon rauben ließ. Obgleich er hier nur kurz verweilte, gewann er Eindrücke, die ihn für immer bestimmten.

An ähnlichen Weisungen gebrach es ihm auch sonst nicht. Daß ihn der Sprachterror aus dem Gymnasium jagte, daß er vom Hause des Großvaters die Ruinen von Világos, wo die madjarischen Rebellen 1849 die Waffen streckten, erblicken konnte, daß in der Friseurstube 1866 der damalige preußisch-österreichische Krieg eifrig beschwacht wurde — all dies klärte ihn fast handgreiflich über die Mächte und Gegenmächte in Ungarn auf, von denen sein Los abhing. Wie er sich dazu stellte, ist nicht zweifelhaft; im Gesicht seines Vaters, wie es ein Lichtbild zeigt, entdeckt man überdeutliche Züge des Trostes, die auch ihm eignen, bloß sind sie beim Vater, der es duldete, daß seine Geliebte mit tausend Gulden großbäuerisch abgefertigt wurde, zu rücksichtsloser Härte versteint. Beim Sohn verwandelte sich die überkommene Eigenschaft auf geistig höherer Ebene zum unbeugsamen Kampfwillen gegen Zwang, Widersinn und Unfreiheit. Das vorherrschende Element seines Lebens war dieser männliche Tatennut.

Der Onkel brachte den Ahtzehnjährigen 1870 nach Wien, damit er sich zum Feldscher ausbilde. Aber die Schule, die der Vater einst besucht hatte, war inzwischen erloschen. Adam blieb dennoch in Wien, bereit, sich fortan allein durchs Leben zu schlagen; etwas Geld hatte er in der Tasche. Er rasierte Kunden seiner Wirtsmutter, einer Bekannten des Oheims, besuchte Kranke, schrieb sich in der Handelsschule ein, der er bald entlies, dann im Lehrgang für Telegrafensbeamte und bestand hier die Abschlusprüfung. Im Mai 1873 saß er wohlbestallt am Depeschengerät in Linz. Betreut von einer älternden Zimmervermieterin, die ihm zur zweiten Mutter wurde, hätte er bei entsprechender Veranlagung nun auf dem Amtsschimmel verspießern können.

Sein Bild aus jenen Tagen gibt einen hübschen Jüngling wieder, ohne geistigen Ausdruck, bloß der etwas derbe Mund fällt auf. Einige Jahre später ist er völlig verwandelt. Noch fehlt das hochmütig abweisende Mißtrauen, das im Mannesalter sein Antlitz bedeckt. Ungewöhnlich beseelte Augen, weiche Linien, Knebelbart und lange Haare, die modischen Zierzeichen der Künstler in der Gründerzeit, verleihen ihm das Aussehen eines Schwärmers. Was war mit ihm vorgegangen? Geiste er wirklich einmal in der Guttentbrunner Väterstube Bauern ein und setzte ihnen Blutegel an? Jetzt ist er verinnerlicht; nichts an ihm gemahnt daran, daß er der derben Diesseitigkeit deutscher Landwirte am Saume der kaiserlichen Herrschaft entwuchs. Ein Wunder war geschehen!

In den ersten Wiener Jahren hatte sich ihm eine vorher nicht erahnte Welt aufgetan, die er von der Galerie des Burgtheaters bestaunen durfte, wann immer es sein Beutel erlaubte. Auf dieser Hühnerleiter der Kunstberauschten saß er verückt wie auf der Schulbank eines reineren, köstlicheren, bedeutsameren Daseins. Kaum hatte er da seine Wesensheimat, den oft so höllisch finsternen Himmel des Geistes, ersichtet, als er auch schon hineinsprang. Er dichtete, doch waren die Erstlinge keine Verse, sondern, anders als es bei den meisten Dichtern anfangs zu geschehen pflegt, Akte eines Trauerspiels. So nötigte ihn die Bühne, die ihn zur Kunst erweckte, auch die Art der dichterischen Äußerung auf; freilich erwies sie sich durchaus als launische Freundin.

Was ihm an Bildung fehlte — so gut wie alles — eignete er sich mit dem Feuereifer des Autodiktators an, sicherlich getrieben von törichter Überschätzung des Wissens, wie dies im damaligen Bürgertum üblich war. Tausend Bücher mag er auf einmal verschlungen haben, dazu hörte er Vorträge und Universitätsvorlesungen, zu denen er sich den Eintritt verschaffte. Dies tun Kulturhungrige in seiner Lage von jeher, beachtenswerter ist es indessen, daß der kleine Telegraphist wenige Jahre darnach plötzlich als Theaterkritiker Aufsehen erregt und am Linzer Stadttheater erfolgreich aufgeführt wird. Heinrich Laubé nimmt sich des jungen Autors an, läßt ein zweites Stück von ihm in Wien über die Bretter laufen, und wieder spenden die Zuschauer Beifall. Ehe der im Banat Geschickerte das dreißigste Jahr erreicht, streift er die lästige Fessel der Beamtenlaufbahn ab und übersiedelt als freier Schriftsteller für immer in die österreichische Hauptstadt. Niemand kann ihm jetzt Bildungslücken nachsagen. Die Literaten kennen, befehlen oder loben ihn. Die Eierschalen sind abgeworfen. Ein knappes Jahrzehnt genügt, daß er sich vom ungünstigsten Ausgangspunkt her emporschwang und ein Wirkungsfeld eroberte, dessen Echo bereits durch Deutschland lief. Was er nachher leistete, wundert uns weitaus weniger; es erfüllte sich folgerichtig.

Eingewienert, wie er es war, ergriff er zu den verschiedenartigsten Geschehnissen der Stadt und der Zeit, vornehmlich als Kunst- und Kulturkritiker, das Wort, aber ihm mangelte zum Glück die Leichtigkeit, freilich auch der Humor, bei diesem geschäftigen Treiben zum Virtuosen der Tageschreiberei herabzusinken, was in der Luft Wiens, zu der man ihn bald zugehörig empfand, mit begabten Pressleuten nicht selten geschieht. Die ererbte Bodenschwere des Banats hinderte ihn zu spielen. Seine beispiellos fruchtbare Zeitungsmitarbeit — er verfaßte jahrelang fast täglich einen Aufsatz — entloß in jedem Falle einer unbestechlichen Gesinnungstreue, diente festen Zielen, hatte Grundsätze und mündete in große Forderungen ein.

Es würde verwirren, wollte ich aufzählen, an welchen Blättern und Zeitschriften er ständig beschäftigt war, teilweise als Schriftleiter. Er verpflichtete sich nicht nur Wiener Redaktionen, sondern auch Zeitungen in der Provinz. Vor allem in Pressburg, meist unter Decknamen, ist eine Legion seiner Beiträge erschienen.

Ein energischer Zug zum sozialen Denken und zur kulturpolitischen Tat war sogleich sichtbar und verstärkte sich mit den Jahren. Müller-Guttentbrunn ist Mitbegründer der „Literarisch-künstlerischen Gesellschaft“ und des „Deutschen Schulvereins“, dessen Kalender er herausgab. Seine polemische Flugschrift „Wien war eine Theaterstadt“ regte die Errichtung des Deutschen Volkstheaters an; mit einer anderen über „Die Lektüre des Volkes“ veranlaßte

er die Schaffung des Wiener Volksbildungsvereins und der Volksbüchereien, wobei er bei der Ausgestaltung dieser Verbände leitend beteiligt blieb.

Welche reformatorischen Ziele ihm vorschwebten, verrät der Name der neuen Organisationen, die alle die Kunst dem breiten Volke näherbringen sollten. Soziales Mitgefühl, gespeist aus Erfahrungen des eigenen Lebenswegs, überzeugte ihn, daß Kultur kein Vorrecht der Reichen sein dürfe; sie müsse als Gut der Menschheit jedermann zugänglich gemacht werden. Indessen hing er, entgegen der Zeitströmung, keinen liberalistischen Allgemeinheiten an; er wußte, daß der Mensch nur im Volksganzen wurzelhaft lebt. Reisen in die Heimat befestigten diese, ihm schon von Natur und Herkunft eingepflanzten Anschauungen. Aus dem Kulturpolitiker wurde dabei der **V o l k s p o l i t i k e r** von bewusster deutscher Haltung, doch ohne chauvinistische Überspizung; wofür sich ein Beweis auch daraus finden läßt, daß ihn der bedeutende jüdische Ethiker Karl Kraus gegen Angriffe der jüdischen Presse verteidigte.

Seine Hoffnung, sich an Seiten der führenden Dramatiker jener theaterfrohen Zeit behaupten zu können, neben Sudermann und Hauptmann, verwirklichte sich nicht. Er hatte einige Erfolge, manche seiner Stücke wurden gespielt und gedruckt, nicht nur in Wien. Doch gerieten sie bald in Vergessenheit. Umso rührender mutet die unverdrossene Hartnäckigkeit an, die ihn stachelte, auf der Bühne die Krönung seiner Kunst zu erlangen. Er spürte noch nicht, daß er im Feld der Epik zum Meister bestimmt war. Diese Erkenntnis verspätete sich auch deshalb erheblich, weil ihn seine dreifache Unrast, die dramatisch schöpferische, die kultur-reformatorische und die theaterkritische, 1893 für zehn Jahre auf einen weiteren Seitenpfad lockte.

Er übernahm die Direktion des frisch aus der Wiege gehobenen Raimundtheaters, das er als Volksbühne, wie er sie oft gefordert hatte, auszubauen gedachte. Soweit es Widerstände, auf die er bald stieß, zuließen, bewährte er sich; Spielplan, schauspielerische Leistung, Regie waren im allgemeinen überzeugend. Er scheiterte — künstlerisch gesehen — an einer Lächerlichkeit, an den unverständigen Haupteigentümern des Theaters, die ihn stürzten, weil sie eine dem Massengeschmack unterworfenen Auswahl der Stücke wünschten. Gegen die Banausen kämpfte er rücksichtslos; mit ihm Kirschen zu essen, war nie leicht; dennoch hatte er die meisten Aktionäre hinter sich, dazu den besseren Teil der Presse; es entschied freilich zuletzt die Aktienmehrheit im Säckel der reichen Minderheit. Ähnlichen Intrigen unterlag er, als er sich bewegen ließ, das Kaiserjubiläums-Stadttheater als Pächter zu übernehmen; hier geriet er in den politischen Streit der Liberalen gegen den berühmten Wiener Bürgermeister Lueger, als dessen Mann er zu Unrecht galt. Mit schwerer Schuldenlast endete dieses mehrjährige Martyrium.

Wie er sich aber nun aus dem Abgrund herausriß, mit einem Fleiß, der ins Unwahrscheinliche schwillt, seine Familie auf tausend Zeitungsblättern über Wasser hielt, außerdem ein Drama und mehrere heute verstaubte Bücher schrieb und sogar die volkspolitische Tätigkeit keine Sekunde versäumte, hinterläßt den Eindruck eines rasenden Streikers, der sich, von allen Seiten angesprungen, ins Freie durchschlägt. Damals stülpte sich wohl seinem Antlitz der vom Vater herrührende Trost als abweisendes, mißtrauisches Visier auf.

Seit den achtziger Jahren, beeinflusst vom Führer des ungarischen Deutschtums Edmund Steinacker, kehrte sich seine volkspolitische Neigung immer mehr auch der Heimat zu. Noch vor der Jahrhundertwende ist er an der Gründung des „Deutschen Tageblattes für Ungarn“ beteiligt; er kümmerte sich überdies um die donauschwäbischen Hochschüler, die in Wien studierten, weil er von ihnen erhoffte, sie würden ihre Landsleute daheim dereinst vor dem Volkstod retten. Es hing ja Entscheidendes davon ab, ob sich die von der Madjarisierung Jahr für Jahr ärger bedrohten Schwaben aus dem dicht gesponnenen Netz befreien konnten, das die Renegaten ihrem Denken und Fühlen übergeworfen hatten. Dazu brauchten sie eine eigene, volkstreue Führerschicht, wie sie bei den Siebenbürger Sachsen seit achthundert Jahren bestand. Dieser Stamm verdankte seinen in uralter Tradition erzogenen Führern: Gemeinschaftsgeinnung, politischen Instinkt und Abwehrgeist, an dem alle Versuche, ihn zu entwurzeln, scheiterten. Auch die deutschen Schulen waren in Siebenbürgen nicht zu brechen ge-

wesen, während sie den Donauschwaben geraubt wurden. Daß freilich die Siebenbürger ihre, von der ungarischen Regierung widerwillig hingenommene Sonderlage durch vorbehaltloses Eintreten für die politisch unerweckten Schwaben nicht zu gefährden wünschten, verurteilte Müller-Guttenbrunn und bemühte sich, wenigstens zwischen der Jugend beider Stämme engere Beziehungen zu knüpfen.

Die große Zäsur seines Lebens fiel ins Jahr 1907, als ihn ein Verlag bat, ein Buch über die ungarischen Verhältnisse zu schreiben. Eine viertägige Reise ins Banat und etliche Besuche in Budapest genügten zur Sammlung des Stoffes. Nach einem Vierteljahr lag der Roman „Die Höherdämmerung“ vor ihm. Fünf Monate später hatte er die dritte Auflage überschritten. Was nie zuvor ans Licht der Öffentlichkeit gezogen worden war — hier stand es vor aller Welt: die Fabel vom Staatsterror, der Seelen raubt und die Lüge zur vaterländischen Pflicht macht. Der Jammer seiner Landsleute schrie aus jeder Seite. Eine besondere, neuzeitliche Tyrannei war entlarvt.

Ich muß es mir versagen, die zwölf Romane einzeln zu betrachten, die in der Spanne bis zum Tode des Dichters erschienen. Nun, da der Fünfundfünfzigjährige endlich zur Epik durchgestoßen war und die angestauten heimatischen Erlebnisse unter dem ordnenden Maß seiner heiligsten Überzeugungen zum erstenmal dargestellt hatte, ließ ihn die leidenschaftlich ergriffene Aufgabe: das deutsche Volk in Ungarn zu schildern, nie mehr los. Unererschöpflich mutet die Kraft an, mit der er das dichterische Neuland in rasch aufeinanderfolgenden Bänden erpflügt.

Die Handlung dieser Bücher spielt entweder ganz im Donauschwäbischen oder fließt dort hin über. Außer dem schon gewürdigten schönsten der Romane seien, auch wenn wir die Titel nicht alle nennen, doch „Die Glocken der Heimat“ und die entzückende Erzählung „Der kleine Schwab“ hervorgehoben, ferner die drei Bände des donauschwäbischen Epos, das sich aus einer Reihung von Kulturbildern zusammensetzt, so wie der gleichfalls dreibändige Lenauroman.

Müller-Guttenbrunn, der erst an der Schwelle des Alters nach vielerlei Fahrten durch Presse, Drama und Theaterkulissen begriff, daß er zur erzählerischen Behandlung des Themas berufen war, das ihm die Heimat abforderte und das er in jeder Zeit allein zu sehen und zu gestalten vermochte, erfüllte den Sinn seines Lebens in diesen Romanen völlig. Dem widerspricht nicht, daß er die zahlreichen Gebiete, denen er sich vorher hingab, auch jetzt nicht vernachlässigte. Weder drehte er den Tageblättern den Rücken noch der volkspolitischen Arbeit. Ja, jetzt in den letzten Jahren vor Ausbruch des ersten Weltkriegs inthronisierte ihn gerade der Ruhm seiner Romane zum geistigen Berater der Donauschwaben. Er stand in Verbindung mit Stefan Kraft, dem späteren Führer der Deutschen in Südslawien, mit dem jungen siebenbürgischen Abgeordneten Rudolf Brandsch, mit Steinacker und anderen Persönlichkeiten des Südostrons, außerdem mit Erzherzog Franz Ferdinand, dessen Vorhaben, Österreich-Ungarn in einen lebendigen, nach Völkern gegliederten Bundesstaat umzuwandeln, auch ihm als notwendig erschien. Die Gründung des „Deutsch-ungarischen Kulturrates“ im Jahre 1911 ging auf Müller-Guttenbrunn zurück. Die donauschwäbischen Knaben, die mit Hilfe reichsdeutscher Zuwendungen siebenbürgische Gymnasien besuchten, ahnten nicht, daß der Dichter ihnen unter die Arme gegriffen hatte. Er redigierte den Kalender der Donauschwaben, verzichtete auf die Hälfte seiner Romanhonorare, wenn der Verleger Staackmann, der dasselbe Opfer gern brachte, die Bücher den Leuten im Banat als Spende mit der Post ins Haus schickte; der öffentliche Verkauf der Bände stieß ja dort auf behördliche Schranken. Als der Krieg 1918 zerbrach, was dem Greis schon längst ohne Dauer erschien, weil man Ungarn nicht rechtzeitig zur Vernunft gebracht hatte, trat er noch einmal politisch auf. Er ließ sich in Wien zum Abgeordneten wählen und half entscheidend mit, daß die deutschen Teile Westungarns, das Burgenland, dem kleingewordenen Österreich einverleibt wurden.

Diese volkspolitische Tätigkeit, so nützlich sie war, ist für uns jetzt weniger gewichtig als die Konfession, die sich in ihr ausdrückt. Heute, nach Jahrzehnten, da so vieles zeitbedingt erscheint und vergessen ist, wofür Müller-Guttenbrunn kämpfte, suchen wir das Bleibende des

merkwürdigen Mannes und fassen es in der geistigen Begreifung, die er hinterließ, und in seiner Dichtung. Will man aber sein Innerstes greifen, so zeigt sich, daß er hinter dem Werk gänzlich verschwindet. Selbst in den Tagebüchern erschließt er sich seelisch nicht. Wenn er leidenschaftlich ausbricht, gilt es meist nur der Sache, die ihn beschäftigt. Man bedauert, daß sich die Persönlichkeit niemals so unvermittelt enthüllt, wie es sonst bei Dichtern geschieht. Der sauberen, zweckgebundenen Sprache der Romane wünscht man etwas mehr Farbe und Eigenart; man vermißt mitunter auch ein letztes Erschürfen menschlicher Abgründe.

Solche Randbemerkungen bezweifeln seinen dichterischen Rang nicht. Er ist kein Erzähler, der Einzelschicksale bis ins Religiöse oder Teuflische aufhellt, sondern der Darsteller des Gemeinschaftsschicksals, der Atmosphäre weiter Räume und geschichtlichen Abläufe. Damit rechtfertigt sich die Kühle seiner Bücher als Stil, der in den stärksten Romanen, die ihm glückten, ohne Bruch ist.

Wenden wir uns aber nun dem zu, was ich seine Konfession nenne! Müller-Guttenbrunns geistiger Lebensweg verläuft, trotz verlorenen Jahren, die er der Bühne und dem Wiener kulturellen Betrieb opferte, bewundernswert gradlinig und dem Strom der Zeit durchaus nicht hörig. Damals stellten die meisten Dichter private seelische Vorgänge dar; ihn ergriffen andere, scheinbar einfachere Stoffe von allgemeiner Bedeutung, die zu durchdringen Männern geziemt, die sich für große Zusammenhänge verpflichtet wähnen. Vom Herkunftsboden in die Fremde entwichen, zog ihn die Heimat wieder zurück; er spürt das Dunkle, das sich dort entfaltete, wie einen Anruf, und nun muß er, was jedes Verufenen Auftrag ist, die Wahrheit verkünden. Aus dem zutreffenden Bild, das er vom wirklichen Dasein der Deutschen in Ungarn malte, grinst der staatliche Dämon, nein, noch schlimmer: der nackte Seelenmord, der das Abendland in den Untergang reißen sollte. Müller-Guttenbrunns ganzes Herz hängt an der Völkerwelt Europas. Er weiß, daß das Verschiedenartige nebeneinander leben kann, wenn es sich duldet. Wo aber Duldung aufhört, wo ein Volk wagt, sich durch Menschenraub aus anderen Völkern zu nähren, lauert der Tod schon für alle. Mit der Unbedingtheit einer konfessionellen Überzeugung steht der Dichter zu dieser Wahrheit, die seine Leser wohl nur zum Teil begreifen konnten.

Wir freilich haben erlebt, was aus Zuständen wuchert, wie er sie schildert. Seine Romane spielen in Ungarn; sie könnten, soweit es um die Aufdeckung des dämonischen Verhängnisses geht, auch in andere Länder verlegt werden, denn überall bahnte sich bereits in jener Zeit eine Entwicklung an, die in mannigfachen Formen und auf unterschiedlichsten, nicht bloß nationalen Gebieten zu diesem besonderen, ärgsten, sündigsten, weil ins Eigenste der Menschen zielenden Terror führte, der sich dann unter jedem Regime, ob Monarchie, Diktatur oder Demokratie, breitzumachen wußte. Freilich paarte sich dazu in Ungarn die bei aller Schlaueit mystische Neigung, dem Seelenraub nicht nur zum patriotischen Ethos zu erhöhen, sondern schlechtweg als gottgefällig zu empfinden. Darum hat es einen tieferen, von der Vorsehung bedachten Sinn, daß diesem Land der Dichter entstieg, der einen später allgemein werdenden Verfall der sittlichen Gesetze im Völkerleben schon im vollen Fluß erlebte.

Indem er Ungarn anlichtet, geht es ihm stets um das ganze Abendland. Ungarn war durch sich selbst gefährdet. Es gab dort in der Haßverblendung gegen den Westen Leute, die sich als Speerspitze Asiens bezeichneten. Heute, nachdem die von ihnen geübte Unduldsamkeit von außen auf sie stürzte, sind sie Asien wirklich angeschmieDET worden. Freie Völker können nur im Rahmen abendländischer Gesinnung bestehen. Es wäre falsch zu meinen, es handelte sich bei der Unduldsamkeit lediglich um nationalistische Verkrampfung. Der Chauvinismus, dessen Angriff auf das natürliche Leben Müller-Guttenbrunns Thema ist, beschränkt sich nicht auf völkische Dinge allein, er versteinert ebenso parteipolitische, weltanschauliche, klassenkämpferische und soziale Spannungen; Raub wird ihm zum Ethos, Gewalt zur Pflicht. Uns ist das alles geläufig. Daß aber Müller-Guttenbrunn es so früh erfasste, erweist ihn als seherisch begnadet. Er sah auch, woher die Verkrampfung kam: aus der Mißachtung des Nebenmenschen, dem man nicht zugestehen wollte, so zu sein, wie ihn Gott geschaffen hat.

Zweimal, ich erwähnte es schon, wurde Ungarn durch Deutsche aus der Wildnis — des Landes sowohl als auch des Geistes — herausgehoben, erneuert, in die Kultur Europas aufgenommen, ohne den Zuwanderern das Geringste zu schenken außer ödem Boden, der des Königs, des Kaisers oder der Adligen war, die gern gaben, um tausendfach dafür belohnt zu werden, denn wer rodet, sät, erntet, zahlt Steuern besser als jene, die man dazu gerufen hatte, weil man von ihnen das höhere Leben ersahnte? Um Europäer zu werden! Im ganzen Osten geschah das gleiche: man rief die Deutschen, um selbst fruchtbar zu werden. Und da ein abendländisches Gemeinschaftsgefühl von den Ansiedlern ausstrahlte, fügte sich lange Zeit hindurch die sozial, national und volkstümlich ungemein bunte Welt, trotz allen Spannungen, wohl zueinander. Die kaiserliche Macht übergipfelte jeden, duldeten jeden, und was immer an Ungerechtigkeit vorkam: eines blieb aller unangetastetes Recht — eigene Sprache frei zu sprechen, auch vor der Behörde, und sein zu dürfen, wie man war.

Die französische Revolution flöhte dieser friedlichen Vielfalt ein sich langsam ausbreitendes Gift ein, die Idee: der Staat schaffe die Nation. Ungarn, zwar nur ein Glied Österreichs, vom Reich aus der Türkennot befreit, war staatsrechtlich gesondert; es sog das erregende Dogma ein. Nicht das Volk wurde davon verseucht. Es war ja stumm und lebte in sozial schlechten Umständen. Aber der von jeher nach Ungebundenheit begierige Kleinadel ließ sich verblenden. Ich übergehe die Phasen der Gärung, die seit Beginn des vorigen Jahrhunderts deutlich wird. Schließlich gebar sich daraus die fast ohne Einspruch von der madjarischen Öffentlichkeit verfochtene, von der sich rasch madjarisierenden Beamenschaft durchgesetzte Forderung: wer bei uns leben will, muß unserer Sprache sein. Dies aber war die ganz neue, bis in die Mitte der Herzen greifende Tyrannei; sie richtete sich auf die Mehrheit des Landes, denn die Madjaren waren in dem nach ihnen benannten Staat an Zahl den übrigen Bürgern unterlegen. Freilich, es ist eine alte Erfahrung, daß gerade kleine Völker eher zur Unduldsamkeit und zum chauvinistischen Angriff verführt sind als große. Der Wahnsinn mußte natürlich schon deshalb mißlingen, weil, wie Müller-Guttenbrunn erkannte, Elend und Unfreiheit gerade der breiten madjarischen Volksmassen ganz andere Probleme zur Lösung stellten, während in den deutschen Siedlungen Gegensätze zwischen den Ständen fast gänzlich fehlten und wirkliche Armut kaum erblickt werden konnte.

Jeder Mensch wird einem Volkstum eingeboren. Gott entscheidet darüber. Hierin bestimmt er die Ordnung, und wer Menschen aus ihr mit Zwang oder durch Tücke wegzerrt, leugnet nicht bloß das gottgeschaffene Wesen des Opfers, sondern auch das eigene. Sobald dieser Weg betreten wird, ist kein Halten mehr. Es beginnt mit dem Schulraub, und den Geförderten reicht man den Speck der Bevorzugung. Bei den Donauschwaben gelang es solcherart, die gebildete Schicht jahrzehntelang abzuschöpfen. Um die Spuren zu verwischen, nötigte man Überläufer zum Namenswechsel. Dann hieß der große Dichter Petöfi nicht mehr Petrovics, der Maler Michael Lieb wurde zum Munkácsy, selbst in unseren Tagen verwandelte sich der Bischof Pehm in den Kardinal Mindszenti. Die Liste ist unendlich lang. Schließlich erstreckt sich die Enteignungssucht auf alle Gebiete, sie fälscht die Geschichte, raubt fremde Leistungen und gibt sie als eigene aus, sie verliert jede sittliche Hemmung.

Die Überläufer kehrten von den Schulen in ihre Heimat als Beamte, Lehrer, Ärzte und Pfarrer heim. Ihre innere Gespaltenheit, dunkel des Abfalls bewußt, verführte sie, den an ihnen vollzogenen Seelenmord an anderen zu wiederholen. Die Renegaten, und nicht die Madjaren, waren bald die bösesten Verderber. Sie brachten es fertig zu behaupten, der Schwabe sei lächerlich, rückständig, und erst dann zähle er für voll, wenn er sich entschließe, sein Volkstum hinzuwerfen. Einfache Bauern, die sich selbst nicht untreu werden konnten, ließen aus blinder Elternliebe die Söhne auf diesen Leim kriechen.

Das also war hinter der farbigen, fatten, friedlich anmutenden Oberfläche die finstere Wirklichkeit, in der Müller-Guttenbrunn sein Volk versinken sah. Ein fahler Schein ließ die Abgründe erkennen, denen Europa zutrieb, denn es handelte sich nicht nur um eine örtliche Seuche; was im Osten nationalistisch siebte, erkrankte im Westen parteipolitisch. Man lese bei Müller-Guttenbrunn nach, wie sich das Leben seiner unentwegt schaffenden Bauern an der

unteren Donau im Anhauch solcher Dünste veränderte. Seine Bücher mahnten, aber sie erreichten nur wenige Gebildete in der Heimat.

Diese Welt brodelte nicht von den blinden Augen Deutschlands und Wiens. Müller-Guttenbrunn sagte einmal, in zwanzig Jahren werde von Ungarn keine Spur mehr vorhanden sein, wenn sie es so weitertrieben. Die Geschichte vollstreckte seine Prophetie. Als aber nach dem ersten Weltkrieg Rumänien und Südslawien je ein Drittel der donauschwäbischen Gebiete einheimsten, erwachte das unterjochte Selbstbewußtsein. Die Siedler durften sich jetzt als Deutsche bekennen. Schulen, Vereine, ein eigenes kulturelles Bemühen erblühten in Dorf und Stadt. Die Saat Müller-Guttenbrunns ging hier herrlich auf, sein Zukunftsglauben rechtfertigte sich; nur in Ungarn blieb alles beim alten.

Man verstehe mich recht, ich klage an, ich beschuldige aber kein Volk. Die einfachen Menschen jeder Nation lebten im volksverzagten Osten verträglich miteinander. Ich klage drohenhafte Führerschichten an, die sich zum großen Teil aus abgefallenen Deutschen auffüllten. Der Häuptling der Rebellen von 1848 Kossuth, selbst kein Blutmadjare, äußerte die grausame Weisheit, man müsse korrumpieren, um assimilieren zu können. Wer sein Volk eines Vorteils wegen verläßt, um bei einem anderen einzuschlüpfen, ist tatsächlich korrupt. Daran sterben Staaten, nicht die europäische Ordnung hin, zerfällt sich das Abendland, denn es lebt nur dann gesund, wenn jedes Volkstum alle anderen achtet, für sich aber dieselbe Behandlung beansprucht. Wo dies erfüllt ist, verliert der nationale Chauvinismus den Boden, wie sich auch der parteipolitische bei derselben Gesinnung auflöst. Gegensätze sind immer vorhanden, Kampf ist ein Lebensgesetz, aber eine sittliche Grenze darf dabei nicht überschritten werden, sonst stürzt das Fundament des Erdteils ein. Diese Grenze wird gesetzt durch Anerkennung des Eigenwerts der Gegner.

Als erster sprach Adam Müller-Guttenbrunn solche unbestreitbare Wahrheiten in Romanen aus, die einmal glücklichere Nachfahren als Epos einer wilden Zeit mit Staunen lesen werden. Seine Haltung war deutsch, kaiserlich und reichhaltig, also völkerbegreifend und duldsam. Er erfuhr die schöne Genugtuung eines Dichters, als in seinen Schwaben zum Leben erwachte, wofür er gekämpft hatte. Die Stadt Wien bettete ihn 1923 in ein Ehrenggrab. Er blieb davor bewahrt, die Schrecken des zweiten Weltkrieges zu erleiden, als die von ihm ersichteten Dämonen den Erdteil zu Fall brachten, den Südosken zerwarfen, die Donauschwaben plünderten, veragten, mordeten und versklavten.

Wenn heute unter un Hunderttausende seiner Landsleute haufen, jeder gezeichnet durch Leid, so wollen wir nicht vergessen, daß ihre Ahnen, darunter die Urväter des Dichters, Pflüge, Dörfer, Städte und Dome in eine Wüste trugen, die vielleicht noch trostloser war als die Wälder der Gegenwart nicht vergessen, daß der Haß der Besenkten die Wehrlosen marterte; daß aber der Geistes Pioniere durch Prüfungen und Not nicht gebrochen werden kann.

Ich habe vor Ihnen, meine verehrten Damen und Herren, mit dem Bild eines sehr merkwürdigen Dichters die großen Schatten der jüngsten Vergangenheit heraufbeschworen, weil dies sein Leben und Werk erheischt. Wer ihn anders darstellt, etwa nur als den Schilderer dörflicher Zustände, dringt nicht in den Kern vor. Er verkündete die Wahrheit und vermochte der Gemeinschaft der Völker auch gute Wege anzugeben, die freilich nicht eingeschlagen worden sind. Unser Trost so daß es zur Besinnung nie zu spät ist.

Wir würden Müller-Guttenbrunn am sinnvollsten ehren, wenn wir zu seinen Büchern griffen. Leider werden wir in den Läden keine entdecken. Indessen — was tut es, ob wir noch etliche Jahre darauf warten müssen, bis die Romane wieder gedruckt werden? Indem wir uns hier versammelter bekennen wir uns schon zu ihm. Die Südosken, mögen sie augenblicklich auch nichts von ihm lesen können, wissen, wer er war. Er lebt dort weiter, wo schöpferische Ausfaat kein Früchte erntet, in den Herzen, und es sind die Herzen von Millionen, deren Zahl die Bevölkerung manches deutschen Landes übertrifft. Aus diesen Herzen wird dereinst das Deutsche wiedergeboren werden.

Das Dorfkind aus dem Banat, wo sich Osten und Westen seit jeher ins Antlitz starren, war ein guter Europäer, von dem wir lernen müssen, was uns allen gar zu sehr mangelt: treu dem Volk zu sein, das uns säugte, treu der Bruderschaft der Völker, unnachgiebig gegen jeden Zwang, der das Heilige in uns schändet. Ich glaube, Gensburg, die Stadt am nördlichsten Saum unseres Volkes, wird den Zuruf unserer südlichsten, heute furchtbar zerwühlten Siedlungsmark aus dem Mund des Dichters, vor dessen Werk wir uns ehrfürchtig verneigen, mit ganz besonderem Verständnis aufnehmen.

Südoskenische Heimblätter, München, Folge 1/2, 1952, Seite 3-12.